

Das Bildnis [Fortsetzung]

Autor(en): **Morax, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Maskerade. — Und wenn ich nicht wünschte zu sterben, wie hätt' ich's dann gewagt, hieherzukommen, wo du bist? . . ."

Abalbert verstand, was sie sagen wollte. Ihre so aus vollem Herzen quellenden Klagen hatte er nur mit schmeichelnden und tröstenden Koseworten zu begleiten gewagt und ihr immer wieder Stirne und Wangen besänftigend gestreichelt; jetzt preßte er das Weib mit festen Armen an seine Brust, wie um es an sich zu ketten, und verschloß ihr den Mund mit brennenden Küssen.

Als er Mathilde wieder frei gab, scherzte sie übermütig: „Ja — deine Lippen sind schuld daran, wenn die meinen bald verstummen!“

Und gleich darauf sagte sie in halb scherzender Selbstverzweiflung, lächelnd, doch mit Tränen in den Augen:

„Gelt, ich bin dumm, so dumm! Lach' mich doch aus, lach' mich doch einmal so recht tüchtig aus. Ich verdiene es ja nicht besser. Mein einziger Wunsch war, in deiner Nähe zu sein; so bin ich hergekommen und weiß doch, ich soll dich nicht haben — ist das nicht Torheit? Dein Glück — ich will es nicht stören, nein, ich müßte mich sonst selbst verachten; aber das weiß ich: wenn „sie“ ahnte, wie unendlich lieb ich dich habe, „sie“ könnte mir nicht böse sein, müßte mein armes Herz verstehen . . . O diese Liebe, mit jedem Atemzug spür' ich, wie sie ist und lebt, und jeder Gedanke sagt mir doch wieder, sie darf nicht sein . . . Nun kannst du ermessen, wie unglücklich ich bin!“

„Ich weiß, was du gelitten hast,“ antwortete Abalbert. „Denn ich habe denselben Kampf gekämpft, wenn er mir auch nicht so klar zum Bewußtsein kam. Vergiß nicht, daß mich kein bloßer Zufall hierhergeführt. Ich sehnte mich nach dir und hegte die heimliche Hoffnung, dich einmal hier zu begegnen, dir einmal sagen zu können, wie schön ich stets deiner dachte — dir danken zu können für alles, was du mir bist: die Hohepriesterin,

die meine Sehnsucht wach hielt und unbewußt das heilige Feuer schürte, das sonst im Alltag hätte ersticken müssen! Meine süß quälende Bestalin!“

„Bin ich dir das, darf ich's dir noch sein?“

„Du bist es, Mathilde, und wirst es immer bleiben!“

„Du, o du! So bin ich ja glücklich und will nicht mehr klagen. Gib mir deine Hand, ich muß sie küssen, hier und hier! Solange du mir das in Wahrheit sagen kannst, will ich selig sein und ganz bescheiden. Aber sagen mußt du es mir von Zeit zu Zeit; aus deinem Munde laß mich hin und wieder die Worte hören, ja, willst du? Darf ich dies kleine Opfer haben, das Opfer der Bestalin?“

„Ja, Mathilde, ich werde dir stets geben, was dir gehört.“

Kaum hatte Abalbert diese Worte ausgesprochen, schnellte Mathilde empor und hielt ihm die rechte Hand zum Gruß hin:

„Mein Lieb, mein Gott,“ rief sie „nun laß mich gehen, so rasch ich gehen kann! Während langen Jahren hab' ich von diesem Wort geträumt, ohne Hoffnung, es je zu hören; nun bist du da, und ich hab' es von deinen Lippen vernommen. Aus so langer Nacht in so helles Licht: wie das blendet! Es ist fast zu viel! Darum laß mich fliehen — für heute! Vor dir fliehen! O, zu wissen, ich darf dich wiedersehen, so oft ein gültiges Geschick es will! . . . Doch nun leb' wohl! Du!“

Sie hatte bei all ihrem glühenden Neben Abalberts Hände festgehalten. Jetzt eilte sie davon, als müßte sie vor jemand fliehen. Noch einmal wandte sie sich um und verschwand hierauf in dichtem Nebel.

Abalbert hörte noch das Rauschen ihres Kleides und das Knirschen des Schnees unter ihren Tritten. Wie einer schönen Musik lauschte er dem Geräusch, das immer leiser wurde und rasch erstarb; dann trat auch er den Heimweg an.

(Fortsetzung folgt).

Zu den beiden Bildern von Daniel Ihly.

Daniel Ihly, ein Freilichtmaler der französischen Schweiz, bald in Genf, bald im Neuenburger Jura, ist erst in den letzten Jahren auch bei uns besser bekannt geworden. Zürich, Winterthur und Freiburg haben seine Sonderausstellungen beherbergt und seine Eigenart, seine Individualität schätzen gelernt. Ihly besitzt einen stark entwickelten Sinn für die zartesten Farbenercheinungen, der seinen Landschaften in erster Linie duftige Gestaltung verleiht und sie charakterisiert. Er ist zwar ungemein vielseitig, er malt Genrebilder, löst koloristische Probleme, erfreut uns mit Stillleben, malt Studienköpfe und dgl.; aber überall tritt seine Individualität stark in den Vordergrund, eine Individualität, die uns den Künstler sympathisch macht und die geschickt den Mittelweg gefunden zwischen dem Konventionellen der früheren und dem Extravagananten der modernen Richtung. Für Fluß- und Schneelandschaften ist Ihly ein Meister: in die erstern versteht er einen ganz besondern Zauber hineinzulegen, duftig ist das Gebüsch am klaren Wasser, poetisch die Stimmung, und in den Schnee Bildern weiß er mit glücklichen Farben-

kontrasten zu wirken; liebevolle Vertiefung infolge jahrelanger Beobachtung befähigten ihn hiezu.

Wir bringen in der heutigen Nummer unserer „Schweiz“ zwei hervorragende Arbeiten diesen Genres im Bilde: «Les tireurs de sable», das im Concours Calame in Genf prämiert worden ist, und den „Bahnhof von La Chaux-de-Fonds im Winter“, ein prächtiges Gemälde, das aus dem Grund äußerlich noch ein erhöhtes Interesse erhält, weil der Bahnhof, wie ihn Ihly wiedergibt, seit einiger Zeit einem größern, modernern Platz gemacht hat, entsprechend der Bedeutung dieses „höchsten Dorfes“ in der Schweiz.

Daniel Ihly ist Autodidakt, um uns dieses Ausdrucks auch für den Maler zu bedienen; er war ein Schüler von Menet und hat sich in Paris, in der Normandie und in England vervollkommnet. Der schlichte Maler haust heute in einem bescheidenen, aber idyllisch gelegenen Atelier in der Nähe des Totenhofes St. Georges zu Genf. Sein Name verdient hervorgehoben zu werden.

A. H.

Das Bildnis.

Novelle von René Morax, Morges.

(Fortsetzung).

Der Tod meines Onkels rief mich nach England zurück; ich war sein einziger Erbe. Seit meiner Volljährigkeit war ich im Besitz des von meinen Eltern hinterlassenen Vermögens

und konnte reichlich von meinen Renten leben. So widmete ich mich ganz der Malerei. In Kensington hatte ich ein großes Atelier gemietet, wo ich in einsamer Arbeit lebte. Mein Be-

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

kanntenkreis war nur klein, und der Gedanke, in einen Klub einzutreten, kam mir nie. Die Malerei, lange Spaziergänge zu Fuß und die Lektüre nahmen meine ganze Zeit in Anspruch.

Erst lockte die Mannigfaltigkeit des Londoner Lebens meinen Binsel. Die Gleichgültigkeit meiner Kollegen über dem Kanal für die städtischen Bilder, die sie ständig vor Augen haben, erstaunte mich oft. Dieser ruhige Himmel, von Nebelbändern durchzogen, diese drohenden Luftgebäude im Nebel, das unendliche Meer der Dächer und Kamine, die schwarzen Gebäude mit den Lastkränen, von schmutzigen lanés durchzogen, diese Silberverzerrungen an den Fabrikschornsteinen, die dunkeln Brücken, die das braune Themswasser aufhalten, das wunderbare Grauschwarz der öffentlichen Denkmäler, mit denen oft das Rot der Uniformen, der Briefkasten oder Plakate kontrastiert, die hagern, weißen Mastenwälder, die unversehens über den Gebäuden auftauchen, das herrliche Flußleben unter der Tower-Bridge, die endlosen Rasenflächen und das satte Grün des Parks — das alles macht London zu einer einzigen Stadt von mächtiger Schönheit für ein durch die Gewohnheit noch nicht abgestumpftes Auge. Ohne das leuchtende Lächeln der Pariser Atmosphäre, schmückt der Londoner Nebel die große Stadt mit dämmerhaften Dunststreifen. Er hüllt alles so ein, daß es fern und unwahrscheinlich dünkt und daß die Umrisse wie Traumgesichte in unbestimmten Fernen verschwimmen. Ach über diesen phantastischen, geheimnisvollen, wunderbaren Londoner Nebel!

Die Docks und das Ostend hatten mich gleich um ihres finstern Charakters willen angezogen. Aber das Glend flöhte mir andererseits immer einen krankhaften Widerwillen ein. Der Anblick dieser verzerrten, vom Alkohol verwüsteten Gesichter, die traurigen Lumpen dieser namenlosen Armut berührten mich wie ein Pestilenzgeruch. Von meinen Gängen aus dem Ostend heimkehrend, erlebte ich schmerzliche Krisen sittlicher Trauer, und diese nervöse Erschütterung ließ, wie ich bemerkte, meine Halluzinationen häufiger werden. Nichts vermag mein Entsetzen auszudrücken, als ich eines Tages meine Mutter, in den widerlichen Schawl der Händlerin von Whitechapel gehüllt, aus einer Spelunte des Wapping auf mich zukommen sah. Ich war davon mehrere Tage krank und verzichtete endlich darauf, in dieser Hölle Studien zu machen. Freilich nur mit Bedauern; denn ich bin der Meinung, daß dieses dunkle Land einem Maler, der den Untergrund der menschlichen Gesellschaft beschreiben wollte, die ergiebigste Dokumentenquelle liefern würde.

Dann endlich versuchte ich mich in der Bildnismalerei. Landschaft und Porträt sind die beiden einzigen Genres, in denen wir Engländer wirklich eine überlegene Originalität gezeigt haben.

Sie und da besuchte ich Privatausstellungen. Dreimal wies mich die Royal Academy zurück, um mich endlich anzunehmen. Meine Bildnisse blieben nicht unbeachtet; meine „Seltsamkeit“, wie es hieß, fiel auf. Sie seien wie in Nebel gehüllt, sagte man; ich male Gespenster, keine wirklichen Menschen. Zimmerhin sah man in meinen Arbeiten eine eigentümliche Intensität des Lebens, und man erwies mir die Ehre heftiger Diskussionen. Ein Kritiker nannte mich gar, wie es damals Mode war, einen „Seelenmaler“, was mich höchstens zum Lachen brachte.

Nach meiner ersten Beschickung der Royal Academy erhielt ich eine seltsame Aufforderung. Ich fand eines Morgens einen wappengeschmückten Brief von unbekannter Hand, mit Monmouth (Wales) gestempelt, worin es lakonisch hieß: „Lord Dvain Cadwallon bittet Herrn Nevil, dessen Talent er hochschätzt, ihn auf einige Tage mit seinem Besuch auf Schloß Black-Hall bei Monmouth zu beehren. Es handelt sich um ein Bildnis, dessen Anfertigung besondere Sorgfalt erfordert. Ihre Antwort wird ungeduldig erwartet.“

Mein erster Gedanke war, daß man mit diesem seltsamen Brief mich mystifizieren wolle. Wer war dieser Lord Cadwallon mit dem unbekanntem Namen? Ich eilte zu einem befreundeten Künstler aus Wales, der mir nur wenig Auskunft zu geben vermochte. Die Cadwallons seien eine der ältesten Familien des südlichen Wales, die mit Lord Dvain, der nach dem Tode seiner Frau allein mit der Tochter auf Black-Hall lebe, aussterben werde. Dort haue er in völliger Abgeschlossenheit; mein Freund hatte ihn als vollkommenes Original schildern hören. Black-Hall sei ein altes, finstres Gebäude mit einem durch seine Schönheit berühmten Park. Cadwallon habe

selbst zu Lebzeiten seiner Frau gesellschaftliche Beziehungen weder in seiner Gemeinde noch in London unterhalten. Das erbetene Bildnis werde wohl dasjenige seiner Tochter, Lady Cadwallon, sein. — Wenige Tage nachher bekräftigte er diese Angaben. Nach inzwischen eingezogenen Erkundigungen war Lady Cadwallon vor drei Jahren brustkrank gestorben. Seit dem Tod der Tochter verließ sich der Baronet in seine Trauer, ohne Black-Hall zu verlassen. Mein Freund riet mir, selbst die glänzendsten Anerbietungen Cadwallons abzuschlagen; ich aber zögerte nicht mit meiner Zusage.

Nicht aus Widerspruchsgeist handelte ich so. Das Geheimnis dieses Daseins, das meinen Freund erschreckte, zog mich gerade nach Black-Hall. In diesem weltverlorenen Heim glaubte ich eine jener Tragödien sich abspielen zu sehen, die Sorge und Leid, fremden Blicken entzogen, schweigend aufführen. Die Gewißheit, dort in Wales der meinen verwandte Seelen zu finden, stimmte mich sympathisch und erhöhte mein Interesse für das kommende Werk. So schrieb ich an Lord Cadwallon und zeigte meine Ankunft auf die ersten Oktobertage an. Zwei Tage später erhielt ich von Monmouth einen Check für die Reisekosten, den Ankauf des Materials, der Leinwand und der Farben. Ein lakonisch abgefaßtes Billet dankte mir für den gefaßten Entschluß und teilte mir mit, daß ich „je eher je lieber“ erwartet werde.

Am 4. Oktober reiste ich. Das Wetter war trübe, und der Nebel entzog die schöne Landschaft, durch die ich kam, meinen Blicken. Die Reise dünkte mich lang. Spät am Nachmittag kam ich in Monmouth an, der Black-Hall am nächsten liegenden Stadt. Ein Wagen stand am Bahnhof. Die Gegend, die wir während einer Stunde durchfuhren, schien abwechslungsreich; aber Nebel und Dämmerung begrenzten den Ausblick. Im übrigen kümmerte mich das Äußere wenig, da ich es eilig hatte, ins Schloß zu kommen. Meine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf das Ziel meiner Reise. Das Vorerleben des Eindrucks ist bei mir stets von eigentümlicher Schärfe. Nach ganz flüchtigen Angaben bilde ich mir eine Gesamteinsicht, die in den großen Linien jedesmal stimmt. Selten empfand ich jene unbehagliche Enttäuschung des Reisenden, dessen Blick eine unbekannteren Ort durchmessen, über dessen Aussehen er nachgedacht hat. Bei mir ist die Vorahnung so scharf wie die Erinnerung. So erwartete ich denn, als wir uns einem größeren, in dunkeln Umrisen vom Abendhimmel sich abhebenden Hügel näherten, eine Bewegung des Parkes ein; der Tat deutete er mit erhobenem Weitschweif auf die grüne Masse und sagte mit einer Wendung zu mir: Black-Hall!

Wir fuhren durch das Gittertor des Parks ein; der Sand des Weges knirschte unter den Rädern. Dichtes Blätterwerk spannte über uns sein dunkles, schwanfendes Dach. Doch war der Schatten nicht so dicht, daß man nicht bestimmte Eigentümlichkeiten hätte unterscheiden können. So deutete das wuchernde Unkraut in den Laubgängen, die Unregelmäßigkeit des Rasens, das starke Wachstum der untern Zweige, an denen der Reifher leicht vorüberstrich, auf Vernachlässigung. Der feuchte Oktoberebel hatte einen durchdringenden Verwesungsgeruch, den ich den zahllosen welken Blättern zuschrieb, die schon auf den Fußwegen und Teichen liegen mußten. Und doch hatte das Grün kaum herbstliche Färbung. Aber ich erwartete ja das alles: auf die doppelte Reihe riesenhafter Ulmen, die dem hohen Gebäude entgegenstrebten, dessen starre Majestät sich in einem breiten Wasser spiegelte, war ich ja gefaßt. Anders hatte ich mir das steinerne Schloß mit den engen, hohen Fenstern, dem großen Dach, den mächtigen Kaminen und den beiden, wie Ecktürme am Hauptbau vorspringenden Seitenflügeln nicht vorgestellt. Die Zeit hatte dem alten Gebäude eine seinen Namen rechtfertigende dunkle Farbe verliehen. Das Tageslicht schwand, und doch erschien kein Licht an den Fenstern. Wortlos ist das Grauen solcher Einsamkeit.

Als wir in verlangsamtem Schritt der Pforte näherkamen, wuchs in mir das Gefühl der Unsicherheit. Dann fuhr der Wagen, immer unter dem Dom des finstern Laubes, um das Schloß herum. Die nach dem Hof gehende, erleuchtete Fassade wirkte auf mich wie eine Erlösung. Der Wagen hielt an der Rampe. Beim Geräusch der Räder öffnete sich die Tür, und ein Lichtstrom ergoß sich über den Kies. Ein Groom führte mich in die hell erleuchtete, ganz mit alten vlämischen Teppichen gezeigte Halle. Die edle Einfachheit und Behaglichkeit des Innern zerstörte alle meine Vorurteile gegen Black-Hall. Da kam Lord Cadwallon selbst mir entgegen.

Auch er erschien mir, wie ich ihn mir vorgestellt: ein schöner Mann, noch in der Kraft des Mannesalters trotz seiner weißen Haare. Er war schwarz gekleidet, und diese streng eingehaltene Trauer erinnerte mich an den großen Schmerz, der diesen noch kaum bejahrten Mann frühzeitig hatte altern lassen. Sein Blick schien voll Trauer, und er trug eine nicht hochmütige, aber zurückhaltende Würde zur Schau. Gleich fielen mir seine langen, sehnigen und merkwürdig weißen Hände auf. Fragend wandte er sich zu mir: „Mr. Nevil?“

Ich verbeugte mich, und ein flüchtig prüfender Blick glitt über mich. Dann streckte er mir lächelnd die Hand entgegen und sagte einfach herzlich: „Willkommen in Black-Hall, Mr. Nevil! Ich freue mich, daß Sie mir die Ehre erwiesen, die Einladung anzunehmen.“

Ich dankte meinerseits, und er wandte sich zum Groom: „Tragen Sie Mr. Nevils Gepäck in sein Zimmer im rechten Flügel! Im rechten, sage ich. Sie wollen sich gewiß gern nach der langen Reise erfrischen. Wir speisen, sobald Sie bereit sind.“

Ich folgte dem Groom. Das mir zugebachte Zimmer befand sich im ersten Stock. Es schien lange unbewohnt, war aber bequem eingerichtet. Ich dachte über den Empfang des Baronet nach. Offen gestanden hatte ich eine viel feierlichere, kühlere Begegnung von Seiten eines Unbekannten erwartet, den man mir als Original geschildert hatte. Nichts in seinem Auftreten rechtfertigte diese Bezeichnung. Ich empfand für ihn nach dem ersten Zusammentreffen wirkliche Sympathie.

Lord Cadwallon erwartete mich in der Bibliothek, einem großen Raum im Erdgeschoß unmittelbar unter meinem Zimmer. Beim rotgelben Lampenlicht gaben die Bücher dem klugen, ausdrucksvollen Gesicht des Baronets den rechten Rahmen. Aber ich bemerkte in seinem Verhalten eine Aenderung. Nicht, als ob er mir gegenüber seine zarte Freundlichkeit vergessen hätte; aber unter liebenswürdigen Worten fühlte man eine gewisse Verlegenheit, und eine unbestimmte Unruhe machte seine Stimme gelegentlich zittern, so fest sie auch erscheinen sollte.

Bald kam er auf den Zweck der Einladung: „Obgleich ich schon lange, sehr lange nicht mehr Black-Hall verließ, Herr Nevil, kenne ich Sie doch sehr gut und ebenso Ihre Arbeiten.“

Ich berriet mein Erstaunen.

„Mit Interesse folgte ich Ihren verschiedenen Ausstellungen, von weitem zwar; aber das Ihnen in den Blättern erteilte Lob, mehr noch die Kritik, lehrten mich erkennen, daß Sie zu einem Meister das Zeug haben. Sie finden hier die Photographien Ihrer Bilder.“

Wirklich standen auf dem Tisch mehrere Photographien meiner ersten Bildnisse. Ich hatte von photographischen Aufnahmen nichts gewußt und sagte es dem Baron.

„Es erstaunt Sie? Verzeihen Sie meine Indiskretion! Da ich seit lange keine Ausstellungen mehr besuchen kann, trug ich einem Londoner Freund auf, die Bilder zu reproduzieren, die mich interessieren würden. Es geschah infolge eines Abkommens mit dem Künstlerauschuß. Ihre Werke, Mr. Nevil, gefielen mir außerordentlich.“

Während er sprach, folgte mein Blick seinen kaum merklichen unwillkürlichen Handbewegungen. Die auf der wachsweißen Haut hervortretenden Adern fielen mir auf. Das und die Beweglichkeit der schmalen Finger verrieten die außerordentliche Nervosität meines Gegenübers. Trotz der stets gleich klingenden Stimme schien ein Krampf die zu seinen Hände hin und wieder zusammenzuziehen. Er fuhr fort:

„In der Malerei habe ich eigene Ansichten, und vielleicht ... feltame. Ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß ich jemand suchte, der die Züge einer geliebten Tochter, die mir in der Blüte ihrer Jahre entrisen ward, auf der Leinwand festhielte. Erst Sie schienen mir fähig und würdig, das gewünschte Werk zu vollbringen.“

Er schwieg, und ich ehrte seinen Schmerz.

„Seit Ihren ersten Bildern empfand ich, daß Sie eine starke Originalität, ein überzeugter, aufrichtiger Künstler seien. Sie sind etwas; man hat Sie mit Recht den ‚Seelenmaler‘ genannt.“

„Das ist,“ warf ich lächelnd ein, „nur eine törichte Kritikerphrase!“ Er wehrte mit der Hand:

„Was aufrichtig ist, Herr, nennt man in England nicht töricht.“

„Ich gestehe,“ fuhr ich leicht verwirrt fort, „daß ich das Bildnis immer liebte. Es führt uns in die Innerlichkeit eines

Lebens und ermöglicht die Ausnutzung aller unserer Kunstmittel zum Studium der Wirklichkeit. Für mich ist der geistige Charakter des Modells eine ebensolche objektive Wirklichkeit als seine plastische Erscheinung. Ohne Parteilichkeit und Konvention möchte ich diese Grundwahrheit herausarbeiten. Haben die Meister uns nicht wunderbare, unnachahmliche Zeugnisse dieses Strebens hinterlassen? Nach ihnen versuchte ich das innere Leben zu verstehen und festzuhalten.“

Lord Cadwallon richtete den Blick seiner hellen Augen auf mich, und über sein Gesicht ging es wie ein Leuchten:

„Das innere Leben,“ wiederholte er, „das ist es eben.“

Ein Lakai meldete, das Essen sei aufgetragen, und der Lord erhob sich: „Ich vergaß, Mr. Nevil, daß die lange Reise Sie hungrig machen mußte. Entschuldigen Sie mich! Bei Tisch, wenn Sie wollen, reden wir von andern.“

Er führte mich durch das schwach erleuchtete Rauchzimmer, und als er die Schwelle zum Esaal überschritten, wandte er sich mit plötzlicher Herzlichkeit zu mir zurück: „Ich glaube, Mr. Nevil, wir verstehen uns ausgezeichnet.“

Ghe wir uns zu Tische setzten, ließ er den Hausmeister vortreten, einen Greis mit ernsten Gesichtszügen.

„Burdett, ich muß Sie Mr. Nevil vorstellen. Herr Nevil ist wegen des Bildnisses von Lady Cadwallon hier. Achten Sie darauf, daß es ihm an nichts fehlt...“

„Master Burdett,“ sagte er mir, „ist beinahe ein Familienmitglied; Lady Cadwallon schätzte ihn sehr.“

Der Hausmeister sah mich mißtrauisch und beinahe feindselig an. Er bediente selbst, indem er dem schweigenden Lakaien die Schlüssel abnahm. Der Baronet fragte mich nach meiner Studienzeit. Er kannte Frankreich sehr gut. Ohne einen Gedächtnisfehler nannte er mir fast unbekannte Bilder, sowie einige Einzelheiten kirchlicher Bauwerke, die einen sehr feinen Geschmack und ungewöhnliche ästhetische Fähigkeiten verrieten. Er sprach fesselnd von seinen Erinnerungen, mit einer etwas eintönigen, wie durch einen ständigen Schmerz verklärten Stimme.

„Sie finden hier eine von meinem Großvater und mir selbst geschaffene Bildergalerie, darunter auch einige wertvolle Stücke. Leider ist die Beleuchtung mangelhaft; in Black-Hall ist alles schwarz.“

In seine Stimme kam ein unbeschreiblicher, schauernder Ton.

Ich antwortete nur: „Ihr Park ist wunderschön.“

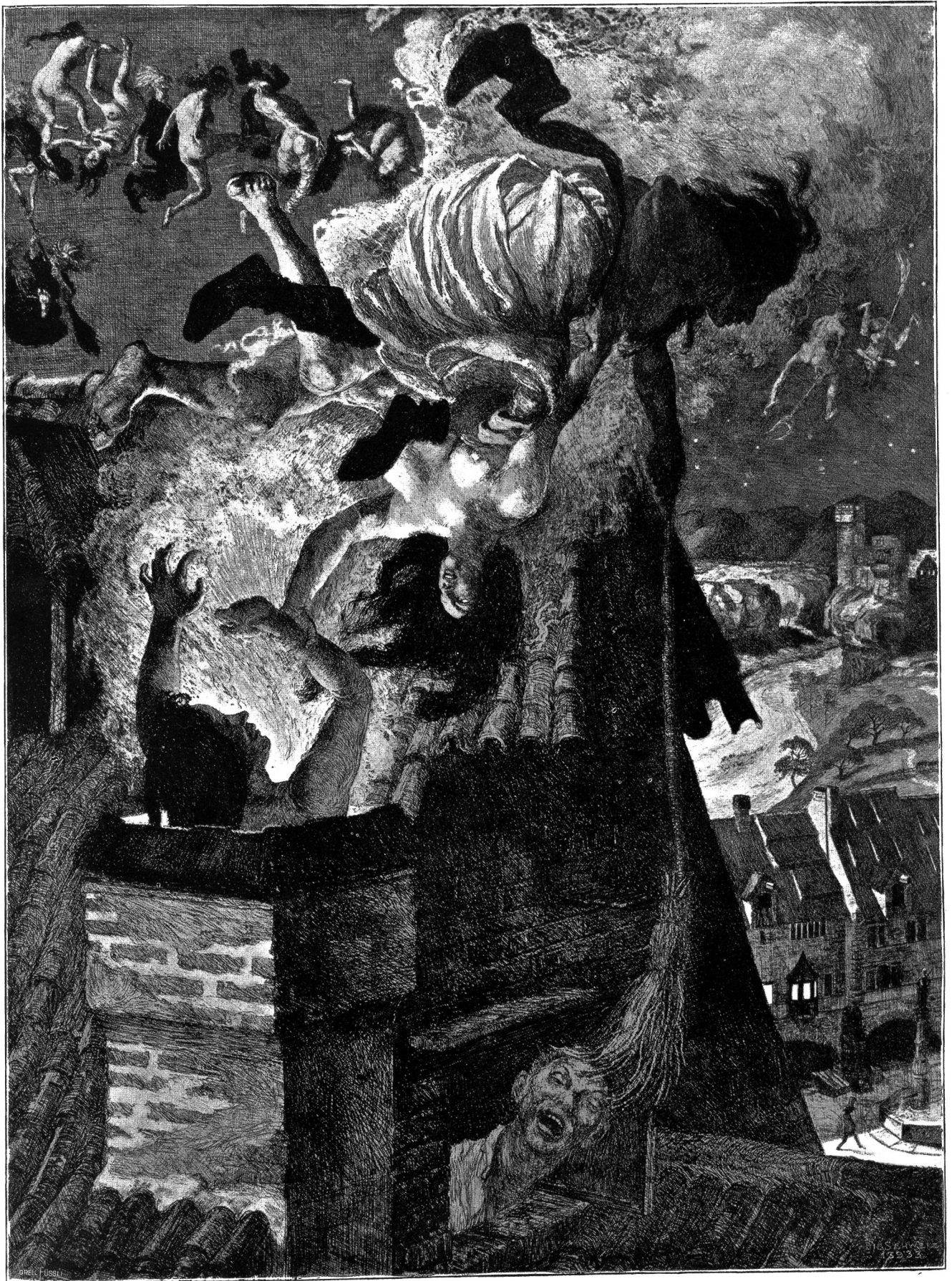
Er leuzte. „Die Bäume sind alt und schön, nur sind ihrer zu viele. Ich kann mich zum Lichten nicht entschließen, und so bedeckt, wie Sie morgen sehen werden, der Schatten alles.“

Nach dem Essen führte mich der Schlossherr in die Bibliothek. Eine Zeit lang rauchten wir, ohne ein Wort zu reden, bis er mir unermutet sagte: „Ich will Ihnen meine Bilder doch heute abend zeigen. Das Licht, wie gesagt, ist schlecht in der Gallerie, und mich drängt es, Ihnen meinen Van Dyk vorzustellen.“

Er nahm ein silbernes Windlicht und ging mir in die Halle voran. Die Bildergalerie, im Norden des Hauses, nahm das ganze Erdgeschoß des linken Flügels ein. Die Sammlung schien mir, soweit ich bei dem unklaren Schein der Lichter schließen konnte, sehr reich. Zahllos sind die in den Privatgalerien englischer Herrensitze enthaltenen Wunderwerke. Der Baronet stand vor einem großen Bildnis in Lebensgröße hinten in dem langen Saale mit erhobenem Leuchter stille: „Sehen Sie, ist das nicht schön?“

Sonst liebe ich Van Dyk nicht, diesen glänzenden Virtuosen ohne Leidenschaft. Diese elegante Kunst, fein in der Linienführung, reich, aber kalt in der Farbe, schien mir immer nur von erkünsteltem Leben beseelt. Alle seine Bilder zeigen die gleiche Art konventioneller Patrizierwürde. Von bedeutungsvollen Ausnahmen abgesehen, ist es eine ausdruckslose Kunst. Das Porträt vor uns gehörte zu diesen. Eine junge Dame in Schwarz, nach der Hofmode unter Karl I. gekleidet, hob sich in dunkeln Schattenrissen, gegen die ein großer Spizenträger abstach, von einer Parkanlage in italienischem Geschmack ab. Das unter der schwarzen Haarkrone sehr blasse, hell beleuchtete Gesicht kontrastierte mit der gedämpften Gesamtwirkung des Bildes. Zwei tiefe Augen warfen Schatten auf die obere Gesichtshälfte. Der kleine Mund in reizender Rundung schien eine Purpurblume auf der Weiße der Haut. Und in dem ganzen Gesicht lag eine schmerzliche Anmut, die an das weiße Bild der Henriette von England erinnerte. Wie jenes, ließ es an ein tragisches Geschick denken.

(Fortsetzung folgt).



Walpurgisnacht.

Nach der Radierung von Albert Welki, Zürich-München.

